

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 19 (1943-1944)
Heft: 4

Artikel: Beat erzählt aus seiner Jugend
Autor: Knechtli, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066585>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Beat erzählt aus seiner Jugend

VON ALBERT KNECHTLI

Untreue

Es ist ein kalter, verschneiter, gefrorener Wintertag. Ein werktäglicher, früher Morgen im Januar.

Über den vereisten Schneedächern des grossen, kleinstädtisch sich gebenden Dorfes Klosterzell steigen Dutzende

kerzengerader Ofenröuchlein in die windstille, starre Luft hinauf.

Die Stuben sind kaum zu erwärmen. Auch jene nicht, die im Erstgeschoss, ob dem Laden der Zuckerbäckerei Brander an der Kreuzgasse eingebaut und an die

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

De Spyszädel

Tüend d Gaschtwirt im Wältsche, und im Tessin ine, iri Spyszädel au uf schwyzertütsch oder schrifttütsch schrybe? I glaubes chuum. Aber wurum isch es dän bin öis i der tütsche Schwyz aliwyl na Trumpf, das mer äim in Gaschthööfe französisch gschribni «Menus» ane läit? Sälte wäiß mer, was mer uf de Täler überchunt und wämer na eso guet französisch cha. Dän muemer ebe wäärwäisse, was isch ä daas:

Potage Parmentier?	= Duretribni Hërdöpfelsuppe
Pâté éclair?	= Warmi Hackpaschteete
Poires confites?	= Ygmacht Biere
Potage à l'orge lié?	= Pundeni Geerschte-suppe
Poulets frits?	= Pacheni Güggeli
Salade méele?	= Gmischlete Salaat
Pêches à la Condé?	= Pfirsich mit Rys
Consommé Coton?	= Luftsuppe
Epinards?	= Binätsch
Fraises de veau au vin blanc?	= Chalbsglüנגg (Lunge) i wyßer Soose
Pommes de terre à la Lyonnaise?	= Hërdöpfel mit Böle-schwäissi
Crème aux framboises?	= Sydebeeri-Grëme
Soupe à la Pay-sanne?	= Lauch- und Hërdöpfelsuppe
Lapin rôti?	= Chünelibraate
Compote aux myrtilles?	= Häidelbeeri- oder Höibeeri-brägel
Soupe aux légumes?	= Gmüessuppe
Choucroute au lard?	= Suurchrut mit Späck
Petits gâteaux aux pommes?	= Öpfelschnäggli

Zusammengestellt von Frau Ida Feller-Müller, Bund für Schwyzertütsch, Zollikerberg-Zürich.

kleine Familie des amtlichen Schuldeneinzügers und Sektionschefs des Bezirks, Oberleutnant Hersche, ausgemietet ist.

Die paar, in ländlicher Bauart ohne Wandzwischenraum aneinandergereihten Schiebefenster haben Eisblumen. Immerhin gibt es in den Scheiben noch klare Lücken, wo hindurch die winterlich verummte, schlotternde Häuserzeile des Gegenübers in der schmalen Gasse zu sehen ist. Es hat sich dort manch überflüssiges Fensterauge über die Kälte hinter dem breitternen Angelladen, gleichsam seinem Lid, versteckt und wartet auf eine bessere Laune des strengen Winters. Wenn es dann in den mit unerwünschtem, zapfigem Eiszierat geschmückten Dachtraufen zu knistern und zu rumoren anfängt, kommt es flugs wieder hervor und ist hellauf.

Etwas ausser dem geraden Winkel der Stubenaussicht drängt sich dem Auge aus der Front der stillen, sich gegenseitig stützenden, schmalbrüstig aufstrebenden oder sich duckenden, niedern Häusergesellen ein Gebäude auf, das mit seinen zwei Stockwerken unter dem flachen Terrassendach zwar auch auf den Knien zu hocken scheint, aber doch wichtig tut. Es hat Fünffensterbreite, und inmitten seines mit Besenwurf neu aufgeputzten, weissen Gesichtes hängt eine über-grosse, schwarze Wirtshaustafel mit aufgenagelten, vergoldeten Blechbuchstaben: «Restaurant zur Rose.» Das Schanklokal liegt etwas wenig über der Erde, und es ist darum vor dessen Eingangstür, in der Mitte des Haussockels, eine halbrunde Sandsteintreppe aufgebaut. Sie ragt in das Pflaster der gehsteiglosen Gasse hinein. Die vier, fünf ausgetretenen Stufen sind für die wohl-sorglich gehütete Kundschaft mit Asche bestreut. Das wirkt schmutzig. Aber es harmoniert mit den gelb angerauchten Englischtüll-Vorhängen des Lokals, die an Ringlein über den untern Scheiben hangen und da und dort zurückgerafft sind. Die Fenster scheinen aufgewärmt

zu sein, denn sie haben nur wenig Belag. An einem derselben klebt eine vergilbte Affiche mit dem Aufdruck «Garantiert ächte Tiroler-Weine». Neben der Tür ist an der Hausmauer ein gepresstes Blechschild eingedübelt, das «Prima Schlössli-Bier» empfiehlt.

In Hersches Stube sind die Mutter und der jüngere der zwei Buben, der fünfjährige Beatli, anwesend.

Frau Hersche steht in der Mitte der Dreissiger. Sie ist eine schlanke Figur mit schmalen, regelmässigem Gesicht und dunkeln, lockigem Haarschmuck. Bedeutenden Künstlern, die sie malten, gilt sie als Rassenschönheit ihres heimatlichen Berglandes. Ihr Vater ist ein vermöglicher Bauer. Frau Hersche wurde sie, weil der junge «Hofer» (Bürger) fast die Füsse nach ihr ablief, nachdem er einmal als junger Offizier auf dem Heimwesen ihres Vaters einquartiert war und sie in ihrer frischen, unverbrauchten Jugend als begehrenswert kennenlernte. Es mag dem Bewerber auch das ansehnliche Erbgut der ländlichen Tochter im Sinne gelegen haben. Denn er konnte von seinem Vater, welcher dem von einer blinden Mutter verzogenen, in einem welschen Institut «überkultivierten», in den Tag hineinlebenden «einzigen Söhnchen» schon ein grosses Stück Geld geopfert hatte, nicht mehr viel erwarten.

Frau Hersche räumt in der Stube auf. Viel zu tun gibt diese allerdings nicht. Das Mobiliar darin ist spärlich, und zwar, weil kein Raum für mehr da ist. Die Fensterfront und das Ungetüm von Kachelofen auf der Rückseite nehmen den grössten Stellplatz weg. Es bleiben nur die beiden Schmalwände und die Mitte der Stube, die den paar Möbeln Platz bieten: dem Schreibsekretär – über die Ecke gestellt, einer Kommode, einem Sofa, und einem ovalen Tisch mit den nötigsten Sesseln... Nüchtern sieht's aber doch nicht aus. Es liegt ein gewisses Weissnichts in der Stube. Vielleicht sind es die freundlichen, weissen,

gehäkelten Vorhänge, die allerart gestickten Deckeli, und all die kleinen und grossen frommen und weltlichen Täfelchen!

— — — — —

Das Bübchen hat noch keinen Spiel-eifer. Wohl weil ihm in dieser frühmorgendlichen Stunde noch ein bisschen Schlaf in den Augen sitzt, oder weil die Stube nach dem Lüften noch nicht die gemütliche Wärme erreicht hat, die so ein kleiner Wicht für das Vergnügen braucht, auf dem Boden herumzurschen. Bis auf weiteres hält er sich noch an die Mutter, oder besser, an deren Rock, zumal diese gerade jetzt etwas Interessantes vornimmt: Das Werk des «goldigen» Standührchens mit dem silbernen, dünnen Stundenschlag, das unter der Glasglocke auf der Kommode steht, wird aufgezo-gen. «Das faule, dumme Uhrchen», sagt die Mutter, und dreht sachte den Zeiger, bis die Zeit von Mitternacht bis morgens achtundeinhalb ausgebimmelt hat.

Über einer Weile nimmt dann die Wärme in der Stube zu, gleichzeitig macht sich aber auch der Brenzelgeruch des Torfes, der als Glutberg über dem herabgebrannten Langholz im Ofen schwelt, stark fühlbar.

Nun würde es dem Kleinen passen, dass die Mutter an irgendeinem seiner Spiele teilnahme. Diese hat sich inzwischen eine kleine Ruhe gegönnt und sitzt auf dem unbequemen, roten Reppsofa mit der geschweiften Holzeinfassung und den unzähligen runden, gelben Ziernägeln, die den Stoff säumen und in den Kopf drücken, wenn man sich anlehnt... Sie hat eine Zeitung vor sich, den «Volksfreund». Aber sie liest nicht. In ihrem Gesicht steht auf einmal wieder die Qual, die seit einiger Zeit immer und immer wieder in dieses hineinkommt, geht und wiederkommt. Jetzt ist sie neuerdings da. Während des Aufräumens kam sie hergeschlichen.

Das Bübchen drängt sich zwischen die Knie der Mutter, denn diese hat es eben

mit seinen kindlichen Spielwünschen abgewiesen: «Lass mich, ich mag jetzt nicht!»

«Mutterli, bitte, bitte, sei lieb mit dem Beatli!»... Und die Mutter ist lieb, nimmt das Kind an ihr Herz und lässt Tränenperlen, die sie nicht mehr zurückhalten kann, über das blonde Köpfchen kollern.

Das Bübchen schluchzt nun auch, weil die Mutter weint. Aber diese muss sich zurückfinden, denn sie weiss dem Kleinen keine Antwort auf sein «Warum»? «So, Beatli, jetzt wollen wir wieder schön brav sein und aufhören zu pflennen, sonst schimpft der Vater mit uns beiden, wenn er kommt... Gelt, ich bin ein dummes, dummes Mutterli, – so zu pflennen, nur weil ich in der Zeitung gelesen habe, Frau Mazenauer sei gestorben!»

Beatli spielt mit Klötzchen. Und die Mutter liest eifrig in der Zeitung, so eifrig, dass sie durch solche hindurchzuschauen vermag, bis zur «Rose» hinüber, durch deren Mauern hindurch. Sie sieht die verwitwete junge Wirtin, die üppige Blondine, die jeden Mann umgarnt, dessen Treue nicht gerade im Senkel steht. Die leichtfertige, sinnliche Frau, die sich von lüsternen Händen ihre Rundungen abtasten lässt, den Männern in ausgelassener Stimmung auf die Knie sitzt, die... Die nach der Polizeistunde immer noch ein verschwiegene Hinterstübchen parat hat!

Dies alles, all das Anrühige, hat sie zwar noch nie selbst gesehen, aber es gibt «Freunde», die wissen, wie's in der «Rose» zugeht, und dass Oberleutnant Hersche dort lieb Kind ist!

Und die letzte Nacht blieb der Vater wieder bis gegen Morgen aus! Kaum drei Stunden erst, dass er da ist, dass er im Bette liegt.

Während des Elfuhrläutens tut sich die Stubentür auf, und Hersche tritt mit einer Welle Zuckerbäckerluft, die sich von der Backstube im Erdgeschoss das Treppenhaus hinaufgeflüchtet hat, her-

ein. Er hat keinen Gruss für seine Frau, wohl weil er, um eine Auseinandersetzung zu vermeiden, jetzt gern eine «gefrorene» Stimmung haben oder schaffen will. Er lässt sich von seinem schlechten Gewissen beraten. Heute will er keine, schon mehrmals geschluckten Vorwürfe in einem widerlichen Streit wiederkauen – bis die Galle mitkommt. Überdies erträgt es sein Kopf, in dem überreizte Nerven eifrig auf die Knochen hämmern, nicht.

Hersche sieht unbedingt nach etwas aus, wie er so am Schreibsekretär geschäftet und seiner bitteren Zunge mit der Lässigkeit des Gewohnheitsrauchers eine Zigarre präpariert. Ziemlich gleichalterig wie seine Frau, ist er männlich gut gebaut. Sein Gesicht ist nicht gerade hübsch, aber das gepflegte Napoleonbärtchen steht diesem gut und gibt ihm die für seine Beamtschaft nötige Würde. Es ist, wie man sagt, ein «gmögiger» Mann.

So recht eine Arbeit vornehmen mag er jetzt nicht, und fast unbewusst stellt er sich vor den kolorierten Stich eines Wappenbildes, das, unter Glas, mit breitem, schwarzem Rahmen, an der weissen Tafelwand nicht gerade glücklich wirkt. Er vertieft sich in das Bild, als ob er es noch nie gesehen hätte.

Der kleine Beatli hat sich beim Erscheinen des Vaters hinter den Ofen geflüchtet. Warum? Sagte ihm der Instinkt, dass etwas in der Luft liege, das ihm gefährlich werden könnte? Vielleicht traute er nachträglich der Todesanzeige im «Volksfreund», derentwegen die Mutter pflannte, doch nicht recht, und... so eine gewisse Distanz vor allenfalls eintretenden Komplikationen, Vaters wegen, könnte vorsichtig sein!

Frau Hersche hat unterdessen die Zeitung weggelegt und ist daran, den ovalen Tisch abzuräumen. Er hat eine gehäkelte, mit Rosen gemusterte, weisse Decke übergelegt, und es steht eine grüne Glasvase mit einem Makartstrauß

darauf. Sorgsam legt sie Strauss und Decke beiseite und fängt an, das Essgeschirr aus der Küche hereinzuholen.

Dem Manne wird es ob der brütenden Stille in der Stube unbehaglich. Ein Wortwechsel wäre ihm schliesslich fast lieber. Mit einem spitzigen, melodielosen Pfeifeln sucht er sich eine Zeitlang über die Situation hinwegzutändeln. Dann aber fährt er auf einmal los: « Was machst du eigentlich für ein Leichenbittergesicht ? » Die Frau gibt keine Antwort. « Was soll ich wieder ausgefressen haben, dass man mir zu Hause eine solche Hölle macht ? » Schweigen. « Himmelsakermant ! » und dem Fluche poltert ein Sessel nach, der an der Ofenecke krachend ein Bein verliert und den kleinen Beatli in seinem Versteck aufscheucht. Wie ein Wiesel satzt dieser nach der Stubentür und sucht die Mutter, die im gleichen Moment in den Gang hinaus flüchtet, an der Schürze zu fassen. Der Vater ist aber noch schneller: « Du verdammter Nöggel, da bleibst ! », und mit zwei Fingern greift er das Kind an den Höschen und stellt es in die Zimmermitte.

So, jetzt sind die Komplikationen da ! Beatli erstickt fast, weil er das Schluchzen verhalten muss. Der Vater befiehlt ihm mit einem Blick und mit einem Finger, und er hat es nicht vergessen, dass ihm dieser einmal drohte, er werfe ihn zum Fenster hinaus, wenn er nicht zu pflennen aufhöre. Beatli muss die Kunst, im gegebenen Moment Tränen verschlucken zu können, schon früh lernen !

Legt sich der Sturm, oder entfacht er sich aufs neue ? Hersche weiss nicht recht wo aus. Der Krach schlägt nicht ein. Die verletzte Ehrsamkeit der Frau weicht seinem lärmenden, schlechten Gewissen aus.

Er hasst sie nachgerade, diese hausbackene Ehrsamkeit, die ihm an ihr zu einer so langweiligen Gewohnheit geworden ist.

Hersche lehnt am Fenster und trommelt auf den Scheiben den Zapfenstreich. Er versucht sich « abzuregen ».

Beatli, der bisher blass und verschüchtert am ovalen Tisch gestanden ist, fährt auf, als der Vater zu trommeln anfängt. Sein Herzchen hüpfte vor Freude, während er einen Stuhl zum Fenster rutscht und dann kneulings darauf eine Scheibe erreicht, die ihn mit dem Vater zusammen konzertieren lässt. Glückliches Kind !

Aber was schaut jetzt der liebe, gute Vater so steif die Gasse hinauf und vergisst dabei das Trommeln ? Beatli muss das herausbekommen, und er stellt sich darum auf den Stuhl, behufs besserer Sicht, auf die Beinchen. Jetzt hat er sich, wie durch ein Fernrohr, auf die « Rose » eingestellt, und er schaut nun, was auch der Vater sieht: Am Fenster, an dem das Plakat « Tiroler Weine » klebt, steht eine blondhaarige Frau und macht einen krummen, winkenden Finger.

Der Vater hört darauf schnell auf zu trommeln, und als zur Essenszeit auch der zweite Bube, der elfjährige Josef, aus der Schule da ist, sitzt die Mutter mit den zwei Kindern allein am Tische.

Beatli hat es der Mutter prompt hinterbracht, dass die blonde Frau dem Vater gewunken habe. Und er meint weise, dass der Vater in der « Rose » nun wohl etwas recht Gutes zu essen bekomme...

Alter Brauch und junger Sünder

Das kleine ostschweizerische Ländchen, in dem sich das Dorf Klosterzell als Hauptort wichtig macht und wo Beatli Hersche sein sechstes Lebensjahr durch die Fährnisse der Zeit steuert, hängt in Gebrauch und Sitte noch sehr am Alten. So kennt es den lichtstrahlenden Christbaum nur erst vereinzelt, hergebracht etwa durch zugewanderte Familien. An dessen Platz steht im Mittelpunkt der häuslichen Weihnachtsfeier der « Klausenzug ». Die Rede sagt « der » Klausenzug, und es sei nicht korrigiert. Tatsächlich ist es ein Aufbau von allerlei Naschzeug, herrührend zum Teil noch vom

Nikolausentag, und nach und nach, während der Adventszeit, geüfnet durch Zutragen einer vorsorgenden Mutter.

Der Klausenzeug baut sich folgenderweise auf: Eine kupferne Wassergelte (es ist oft auch nur eine blecherne oder eine hölzerne!) wird mit viel Liebe blank gerieben, damit der Bauch und die messingenen Ohrengriffe recht festlich glänzen. Dann wird das Gefäss bis zum Rande lagenweise mit Äpfeln, Baumnüssen, gedörrten Birnen, Haselnüssen, Man-

deln usw. aufgefüllt (mit Gütern weniger gesegnete Eltern helfen der Füllung mit Hudeln nach!). Auf dieses Früchtelager kommt ein Eierbrotkranz zu liegen, der indessen etwas kleiner ist als der Rand der Gelte, denn er hat den rund um ihn gereihten grossen, ausgewählt schönen, rotbackigen Paradeäpfeln Platz zu machen. Den Zopfkrantz wiederum belegt ein etwas kleinerer, doch wohlbeleibter Biberfladen. Und je nach der Vermögenslage der Leute erhebt sich nun eine Folge

Als Originalität um jeden

*Jesus vertreibt die Händler aus dem Tempel
(Aus Dürers kleiner Holzschnittpassion)*



Niklaus Bluntschli war ein berühmter Vertreter einer berühmten Kunstgattung. Einzelne seiner Glasgemälde gehören zu den Zierden des Landesmuseums. Zu seinen Lebzeiten galt es für einen Künstler nicht als Schande, eine Vorlage zu benützen. Die Holzschnittzyklen von Albrecht Dürer, die dazumal allgemein verbreitet und bekannt waren, dienten ohne jedes Bedenken als Unterlage. Das Breitformat der Scheiben veranlaßte Bluntschli, weitere Personen und Staffage einzufügen.

Wie kläglich sticht dagegen die Originalitätssucht der Gegenwart ab, die es einem Künstler bereits ankreidet, wenn man ihm nur eine Beeinflussung durch einen fremden Künstler nachweisen kann. Diese Einstellung ist ein Hauptgrund für die unerfreuliche Lage, in der sich die Kunst heute befindet.

Klischees aus dem 107. Neujahrsblatt der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich: «Die Glasgemälde aus dem Kloster Tänikon».

solcher Etagen aus Kranz und Fladen bis zu einer mehr oder weniger grossen Höhe. In die vorstehenden Prachtsäpfel der untersten Lage werden dünne Hölzchen gespiesst. Sie müssen ringsum an den Aufbau gelehnte «Klausenbickli» (Lebkuchen) mit glasierten, farbigen Zuckerbildern, wie Wappenbär und allerlei andere Tiere, Sennen im Feststaat usw. tragen und stützen.

Der oberste Fladen trägt fast ausnahmslos als feierlichstes Ausstattungsstück die

papierne Kulisse der heiligen Krippe, mit dem für Kinderaugen so wunderbaren Zauber der hinter rosa Seidenpapier versteckten Kerzchenbeleuchtung. Daneben ist alles aufgestellt, was das Haus an sorglich aufbewahrten religiösen Kleinfiguren und gerahmten Bildchen bietet und für den Zweck alljährlich wieder bringt – Generationen lang.

In Beatlis altmodischem Heimatländchen beginnt die Weihnachtsstimmung bei den Kleinen und meist auch bei den

Preis noch nicht Trumpf war

*Dieselbe Szene, Glasgemälde von Niklaus Bluntschli
(Aus dem Kreuzgang des ehemaligen Klosters Tänikon, ca. 1563)*



Grossen, die mit den Kleinen leben, schon am Klausentag. Denn jetzt erscheint nach langer Jahresfrist in den Fenstern des Zuckerbäckers erstmalig wieder der leckere Schmuck des Klausenzeugs, das bebilderte Klausenbickli. Da fängt dessen Kaufen und Zusammentragen an, und da setzt der Brauch ein, dass die fromme Mutter, die während der Adventszeit die Frühmesse (Rorate) kaum einmal auslässt, den Gang zur Kirche als Gelegenheit benutzt, um bei dem auf die « Hochkonjunktur » eingestellten, schon hellwachen Zuckerbäcker einzukehren. Stück für Stück kommt so die von jungen Plagegeistern gewünschte, ersehnte und erbettelte süsse Bildergalerie nach Hause.

Jeden Morgen ist eine Erwartung in dem Kinderherz, denn: « Wenn du heute recht brav bist, bringe ich dir aus der Rorate ein Klausenbickli mit », versprach am Vortag die Mutter, und da fahren beide Beine aufs Mal mit Schuss aus den Federn heraus, wenn sich deren Heimkehr bemerkbar macht.

Im Hemdchen und mit nackten Füsschen wundern die frühwachen Kleinen und suchen den Kram, den die Mutter – es kann auch einmal die Grossmutter oder eine Tante sein – Übungsgemäss im kühlen Raume zwischen Fenster und Vorfenster der Stube ausstellt.

.....

Beatli Hersche hat Glück. Denn er ist im Laufe des Jahres mit seinen Eltern bei Zuckerbäcker Brander an der Kreuzgasse eingezogen und nun erlebt, schaut und « riecht » er ein Stückchen Weihnachtszauber gleich schon im Werden.

Er ist auch dabei, wie Meister Brander etwas von ihm Ersonnenem, in Klosterzell noch nie Dagewesenem in Zuckerbildern Form und Vollendung gibt und wie er die damit geschmückten Klausenbickli mit einem grossen Aufwand giftiggrünen Papiergeschnitzels, als schmeichelnde, die Kunstwerke hervorhebende Unterlage, im primitiven Schau-

fenster einer kritischen Öffentlichkeit zur Schau stellt – ein Trio exotischer Tiere: Kamel, Giraffe und Elefant.

Das ist für den Kleinen ein Erlebnis, ein Glück. Aber es wird auch ein böser Sündenfall daraus.

Beatli steht ganz im Banne des Neuartigen. Und er kann sich seinen Klausenzeug ohne einen Giraffen oder ein Kamel gar nicht mehr vorstellen. Jeder Tag des Advents ist nur ein Wunsch an die Mutter, und jeder Frühmorgen ist eine Sorge: Reckt immer noch kein Giraffe seinen langen Zuckerhals in die Enge des Stubenfensters?

Die Mutter sagt nie bestimmt ja und nie nein. « Wart jetzt nur noch ein bisschen, ich will dann sehen, es pressiert ja nicht! » Aber offensichtlich liegt das ganz aus der weihnächtlichen Art geschlagene fremde Getier ihrem konservativen Sinne nicht recht. Das Warten dauert Wochen, und die Mutter bringt Kühe und Schafe und blödsinnige Fische mit silbernen Kugelaugen aus der Rorate nach Hause. Aber an Branders Fenster geht sie scheinbar blind vorbei.

« Jetzt muss etwas gehen! » sinniert Beatli, als drei Tage vor dem Heiligen Abend vom Ersehnten noch nichts da ist und sich die Menagerie in Branders Laden bedenklich zu lichten anfängt.

Aber wie kann bei einem so kleinen Habenichts, der nicht einmal Säcke in den Höschen hat, geschweige denn ein paar Fünfer, um darin zu klimpern, überhaupt etwas gehen? Wo soll er die Fünfinger, den erhöhten Sonderpreis für die Neuheit des Gebäckes, hernehmen? Dreimal fünfzig Rappen für drei Tiere! Stehlen?

Der Gedanke erschreckt Beatli, denn er ist ein braves Bübchen, und er weiss, dass Stehlen eine grosse Sünde ist. Die Gelegenheit wäre zwar in greifbarer Nähe. Auf dem Geschirrgestell der Küche, unter umgestülpten Töpfen und Tassen, hat die unvorsichtige, unkluge Mutter ja immer verstreutes, unkontrolliertes Haushaltsgeld liegen.

Nein, Beatli will nicht stehlen. Und wenn er sich jetzt vergewissert, dass wirklich Geld da ist, so tut er's nur aus Gwunder.

Vor den heiligen Festen gehe der Teufel mehr um denn je, sagen die Frommen. Sicher steht er nun auch in der Küche und schaut zu, wie der Kleine die Münzen umkehrt, deren Werte, die ihm noch nicht geläufig sind, ungefähr abschätzt, und so unbewusst mit der Versuchung spielt.

.....

Beatli stiehlt! Ein fettes, durch tausend Hände gegangenes Zweifrankenstein. Und der Handel, den er heimlich in Branders Laden abschliesst, geht ganz glatt. Des Zuckerbäckers Frau gibt dem Bübchen ihres Mieters Hersche unbesinnt, was es haben will. Es würde ja selbstverständlich die Mutter dahinter stehen, oder ein Götlibatzen. Und sie mag dem kleinen Manne von der Freude und von der Gewichtigkeit des selbständigen Einkaufens nichts wegnehmen durch langes Fragen.

« Dreimal vierzig – für dich vierzig! – macht einzwanzig », rechnet die Frau geschäftig und drückt dem kindlichen Kunden gleichzeitig achtzig Rappen ins Fäustchen.

Jetzt ist Beatli Besitzer des sehnlichsten Gewünschten. Aber die Freude ist auf einmal nicht mehr da. Statt dessen schleicht das unruhige Gewissen mit ihm zum kleinen Schwarzzeugkämmerchen hinauf, wo er den unseligen Schatz in einem Traubenkistchen versteckt.

Die achtzig Rappen legt der kleine Schelm in einem geeigneten Moment wieder in der Küche ab. Und dafür löscht ihm der liebe Gott ein dickes, schwarzes Strichlein aus.

Wie es einen Verbrecher immer wieder an den Ort seiner Untat hinzieht, so drängt es Beatli tagsüber wiederholt ins

Dachfach hinauf zu seinem Zuckergetier. Der Reiz zum Anschauen bleibt beharrlich da, trotz der Pein des Gewissens. Oder vielleicht gerade darum.

.....

Dem wachen Sinne der Mutter, der die leiseste Regung ihres Kindes wahrnimmt, entgeht dessen Zerfahrenheit nicht. Schon gestern, und heute wieder, bemerkte sie eine an ihm ganz ungewohnte, nervöse Ungeduld beim Spielen. Schliesslich fällt ihr auch auf, ohne indessen daran etwas zu deuten, dass er oft spontan aus der Stube läuft und eine Zeitlang nicht mehr kommt.

« Beatli », rügt sie jetzt, als der Kleine wieder die Klinke fasst und hinaus will, « lauf nicht immer in den kalten Gang hinaus! Du erkältest dich ja! » Und dringender, eine Antwort erheischend: « Was machst du überhaupt da draussen? »

Die Frage geht unbewusst so nah am Verdacht vorbei, dass Beatli erschrickt. Die Angst findet aber sofort eine Ausrede. « Weissst, Mutterli, ich habe manchmal so heiss im Kopf, und da will ich mich nur ein bisschen verkühlen. »

Da ist nun aber das Erschrecken an der Mutter.

« Komm mal her und zeig die Zunge! » Es liegt aber kein Fieber darauf. Und auch nicht im Blute der kleinen Faust, die eine weiche Mutterhand umkapselt.

« Kurioses Bübchen! » sagt die ahnungslose Frau verwundert, während sie zärtlich den Scheitel des kleinen Judas streichelt.

.....

Am Tage vor dem Heiligen Abend steht Frau Hersche in Zuckerbäcker Branders Laden. Sie will nun die fremden Zuckertiere für Beatli haben. Die Mutter vergisst ja nicht, sie lässt sich für

kindliche Wünsche nur nicht gern drängen und will Gewährung etwas rar machen.

« Gern, Frau Hersche », dienert Frau Brander, « für Ihren Grössern, denk' ich? Beatli hat ja die Freude schon gehabt. Ist halt ein Verwöhnter, der kleine Herzkäfer! »

.....

So, jetzt schlägt's ein bei Hersches im ersten Stock! Kaum dass der Sturm durch das Haus herauf fegte und ein Blitz den « kleinen Herzkäfer » in der Stube erschreckte.

« Bitte, bitte, Mutterli... ja, Mutterli, ich habe die Klausenbickli... ja... und das Geld? Das Geld meinst du? ... das habe ich... das hat mir... das... das... gab mir der Grossvater... nein, die Grossmutter... der Grossvater war gerade nicht da... und dann... »

Und dann greift die Mutter so energisch in den blonden Schopf, dass aus dem Gewinsel des Bübchens ein Brüllen wird.

« Hole sofort die Grossmutter! » befiehlt die Aufgebrachte, Erregte, ihrem ältern Buben, der bei seinen Schulaufgaben sitzt. Sie meint es nicht im Ernst und Josef versteht, was die Mutter noch mit den Augen sagt. Aber für Beatli ist die Wirkung fürchterlich.

« Bitte, bitte, nicht die Grossmutter! »

Er sieht sie plastisch vor sich, die gerade, steife, dunkel gekleidete Frau, die immer aussieht wie der Sonntag, mit

dem runden, befehlenden Chifel und der grossen, antiken, von altem Herkommen prahlenden Goldbrosche darunter.

Es passierte da schon so allerlei zwischen ihnen!

« Nein, bitte, bitte, nicht die Grossmutter! ... Ich will es sagen... ich will alles sagen... Ich habe das Geld in der Küche genommen... unter dem roten Milchkübel mit den weissen Sternchen... und ... Hau mich nur, Mutterli, hau soviel du magst, ... aber bitte, hol nicht die Grossmutter! »

Der kleine, verzweifelte Beat schafft sich derart eifrig in den Heros eines Märtyrers hinein, dass er mit zitternden, hastigen Fingerchen sogar die zwei Knöpfe seines Höschens löst und seine ganze Männlichkeit zu Boden fallen lässt. Er nimmt damit der Mutter loyal eine Mühe ab, beschleunigt aber auch gleichzeitig die Durchführung eines Strafaktes, der ja, erfahrungsgemäss, nun doch unausweichlich folgen würde.

.....

Der Rest ist ein rot angelaufenes, brennendes Sitzpolster, ein prompter Abgang ins Bett am heiterhellen Tag, eine verdunkelte Kammer, und Heulen und Zähneklappern.

Kamel, Elefant und Giraff zerbricht die Mutter in Stücke. Der Klausenzeug glänzt am Heiligabend ohne das fremde Getier – was dem aus dem Unglück wieder erstandenen Beatli übrigens keinen Eindruck macht. Er will seiner Lebtag nicht mehr stehlen.